

Nr. 189. Bromberg, den 21. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(Schluß.)

Sonst war es eine durchaus heitere Hochzeit, was zum Teil damit zusammenhing, daß man von Anfang an alles auf die leichte Schulter genommen hatte. Man wollte vergeben und vergessen, hüben und drüben, und so kam es denn auch, daß, um die Hauptsache vorweg zu nehmen, alle Treibels nicht nur geladen, sondern mit alleiniger Ausnahme von Leopold, der an demselben Nachmittage nach dem Eierhäuschen ritt, auch vollständig erschienen waren. Allerdings hatte die Kommerzienrätin anfänglich stark geschwankt, ja sogar von Taktlosigkeit und Affront gesprochen, aber ihr zweiter Gedanke war doch der gewesen, den ganzen Vorfall als eine Kinderei zu nehmen und dadurch das schon hier und da laut gewordene Gerede der Menschen auf die leichteste Weise totzumachen. Bei diesem zweiten Gedanken blieb es denn auch; die Rätin, freundlich-lächelnd wie immer, trat in pontificalibus auf und bildete ganz unbestritten das Glanz- und Repräsentationsstück der Hochzeitstafel. Selbst die Honig und die Wulsten waren auf Corinnas dringenden Wunsch eingeladen worden; erstere kam auch; die Wulsten dagegen entschuldigte sich brieflich, „weil sie Lizzi, das süße Kind, doch nicht allein lassen könne". Dicht unter der Stelle „das süße Kind" war ein Fleck, und Marcell sagte zu Corinna: „Eine Träne, und ich glaube, eine echte." Von den Professoren waren, außer den schon genannten Kuhs, nur Distelkamp und Rindfleisch zugegen, da sich die mit jüngerem Nachwuchs Gesegneten sämtlich in Kösen, Ahlbeck und Stolpemünde befanden. Trotz dieser Personaleinbuße war an Toasten kein Mangel; der Distelkampsche war der beste, der Felgentreusche der logisch ungeheuerlichste, weshalb ihm ein hervorragender, vom Ausbringer allerdings unbeabsichtigter Lacherfolg zuteil wurde.

Mit dem Herumreichen des Konfekts war begonnen, und Schmidt ging eben von Platz zu Platz, um den älteren und auch einigen jüngeren Damen allerlei Liebenswürdiges zu sagen, als der schon vielfach erschienene Telegraphenbote noch einmal in den Saal und gleich danach an den alten Schmidt herantrat. Dieser, von dem Verlangen erfüllt, den Überbringer so vieler Herzenswünsche schließlich wie den Goetheschen Sänger königlich zu belohnen, füllte ein neben ihm stehendes Becherglas mit Champagner und kredenzte es dem Boten, der es, unter vorgängiger Verbeugung gegen das Brautpaar, mit einem gewissen Avec leerte. Großer Beifall. Dann öffnete Schmidt das Telegramm, überflog es und sagte: „Vom stammverwandten Volk der Briten."

„Lesen, lesen."

„. . . To Doctor Marcell Wedderkopp."

„Lauter."

„England expects that every man will do his duty . . . Unterzeichnet John Nelson."

Im Kreise der sachlich und sprachlich Eingeweihten brach ein Jubel aus, und Treibel sagte zu Schmidt: „Ich denke mir, Marcell ist Bürge dafür."

Corinna selbst war ungemein erfreut und erheitert über das Telegramm, aber es gebrach ihr bereits an Zeit, ihrer glücklichen Stimmung Ausdruck zu geben, denn es war acht Uhr, und um neuneinhalb ging der Zug, der sie zunächst bis München und von da nach Verona oder, wie Schmidt mit Vorliebe sich ausdrückte, „bis an das Grab der Julia" führen sollte. Schmidt nannte das übrigens alles nur Kleinkram und „Vorschmack", sprach überhaupt ziemlich hochmütig und orakelte, zum Ärger Kuhs, von Messenien und dem Taygetos, darin sich gewiß noch ein paar Grabkammern finden würden, wenn nicht von Aristomenes selbst, so doch von seinem Vater. Und als er endlich schwieg und Distelkamp ein vergnügtes Lächeln über seinen mal wieder sein Steckenpferd tummelnden Freund Schmidt zeigte, nahm man wahr, daß Marcell und Corinna den Saal inzwischen verlassen hatten.

Die Gäste blieben noch. Aber gegen zehn Uhr hatten sich die Reihen doch stark gelichtet; Jenny, die Honig, Helene waren aufgebrochen, und mit Helene natürlich auch Otto, trotzdem er noch gern eine Stunde zugegeben hätte. Nur der alte Kommerzienrat hatte sich emanzipiert und saß neben seinem Bruder Schmidt, eine Anekdote nach der andern aus dem „Schatzkästlein deutscher Nation" hervorholend, lauter blutrote Karfunkelsteine, von deren „reinem Glanze" zu sprechen Vermessenheit gewesen wäre. Treibel, trotzdem Goldammer fehlte, sah sich dabei von verschiedenen Seiten her unterstützt, am ausgiebigsten von Adolar Krola, dem denn auch Fachmänner wahrscheinlich den Preis zuerkannt haben würden.

Längst brannten die Lichter, Zigarrenwölkchen kräuselten sich in großen und kleinen Ringen, und junge Paare zogen sich mehr und mehr in ein paar Saalecken zurück, in denen ziemlich unmotiviert vier, fünf Lorbeerbäume zusammenstanden und eine gegen Profanblicke schützende Hecke bildeten. Hier wurden auch die Kuhschen gesehen, die noch einmal, vielleicht auf Rat der Mutter, einen energischen Vorstoß auf den Jodler unternahmen, aber auch diesmal umsonst. Zu gleicher Zeit klimperte man bereits auf dem Flügel, und es war sichtlich der Zeitpunkt nahe, wo die Jugend ihr gutes Recht beim Tanze behaupten würde.

Diesen gefahrdrohenden Moment ergriff der schon vielfach mit „du" und „Bruder" operierende Schmidt mit einer gewissen Feldherrngeschicklichkeit und sagte, während er Krola eine neue Zigarrenkiste zuschob: „Hören Sie, Sänger und Bruder carpe diem. Wir Lateiner legen den Akzent auf die letzte Silbe. Nutze den Tag. Über ein Kleines, und irgendein Klavierpauker wird die Gesamtsituation beherrschen und uns unsere Überflüssigkeit fühlen lassen. Also noch einmal, was du tun willst, tue bald. Der Augenblick ist da; Krola, du mußt mir einen Gefallen tun und Jennys Lied singen. Du hast es hundertmal begleitet und wirst es wohl auch singen können. Ich glaube, Wagnersche Schwierigkeiten sind nicht drin. Und unser Treibel wird es nicht übelnehmen, daß wir das Herzenslied seiner Eheliebsten in gewissem Sinne profanieren. Denn jedes Schaustellen eines Heiligen ist das, was ich Profanierung nenne. Hab ich recht, Treibel, oder täusch ich mich in dir? Ich kann mich in dir nicht täuschen. In einem Manne wie du kann man sich nicht täuschen, du hast ein klares und offenes Gesicht. Und nun komm, Krola. „Mehr Licht" — das war damals ein großes Wort unseres Olympiers; aber wir bedürfen seiner nicht mehr, wenigstens hier nicht, hier sind

Lichter die Hülle und Fülle. Komm. Ich möchte diesen Tag als ein Ehrenmann beschließen und in Freundschaft mit aller Welt und nicht zum wenigsten mit dir, mit Adolar Krola."

Dieser, der an hundert Tafeln wetterfest geworden und im Vergleich zu Schmidt noch ganz leidlich imstande war, schritt, ohne langes Sträuben, auf den Flügel zu, während ihm Schmidt und Treibel Arm in Arm folgten, und ehe der Rest der Gesellschaft noch eine Ahnung haben konnte, daß der Vortrag eines Liedes geplant war, legte Krola die Zigarre beiseite und hob an:

Glück, von allen deinen Losen
eines nur erwähl ich mir.
Was soll Gold? Ich liebe Rosen
und der Blumen schlichte Zier.
Und ich höre Waldesrauschen,
und ich seh ein flatternd Band —
Aug in Auge Blicke tauschen,
und ein Kuß auf deine Hand.
Geben, nehmen, nehmen, geben,
und dein Haar umspielt der Wind.
Ach, nur das, nur das ist Leben,
wo sich Herz zum Herzen find't.

Alles war heller Jubel, denn Krolas Stimme war immer noch voll Kraft und Klang, wenigstens verglichen mit dem, was man sonst in diesem Kreise hörte. Schmidt weinte vor sich hin. Aber mit einem Male war er wieder da. „Bruder", sagte er, „das hat mir wohlgetan. Es ist was damit, es ist was drin; ich weiß nicht genau was, aber das ist es eben — es ist ein wirkliches Lied. Alle echte Lyrik hat was Geheimnisvolles. Ich hätte doch am Ende dabei bleiben sollen . . ."

Treibel und Krola sahen sich an und nickten dann zustimmend.

„. . . Und die arme Corinna! Jetzt ist sie bei Trebbin, erste Etappe zu Julias Grab . . . Julia Capulet, wie das klingt. Es soll übrigens eine ägyptische Sargkiste sein, was eigentlich noch interessanter ist . . . Und dann alles in allem, ich weiß nicht, ob es recht ist, die Nacht so durchzufahren; früher war das nicht Brauch, früher war man natürlicher, ich möchte sagen, sittlicher. Schade, daß meine Freundin Jenny fort ist, die sollte darüber entscheiden. Für mich persönlich steht es fest, Natur ist Sittlichkeit und überhaupt die Hauptsache. Geld ist Unsinn, Wissenschaft ist Unsinn, alles ist Unsinn. Professor auch. Wer es bestreitet, ist ein pecus. Nicht wahr Kuh . . . Kommen Sie, meine Herren, komm, Krola . . . Wir wollen nach Hause gehen."

—: Ende. :—

Vier Temperamente

Eine humorvolle Betrachtung von Dr. med. Schweisheimer.

Es besteht eine ganz leichte Halsentzündung.

Die Schleimhaut ist etwas geschwollen, kaum gerötet. Ein kleines rötliches Bläschen auf dem einen Gaumenbogen. Kein Fieber. Geringe Schluckschmerzen. Sonst alles in Ordnung.

Der objektive Befund ist also sehr gering. Aber im Leben kommt es nicht so sehr auf das objektive Was an, als auf das subjektive Wie. Jeder ertärgt das gleiche Was in anderer Weise.

Und keiner kann ihm helfen, eine wirkliche oder eingebildete Last leichter zu tragen — nur vielleicht er selbst.

Phlegmatiker.

Nein, wie ich müde bin! Ich kann mich nicht vom Sofa erheben. Schon das Bewußtsein, krank zu sein, macht mich ganz müde und schläfrig. In allen Knochen. Am besten wäre es, ins Bett zu gehen. Aber ich stehe hier nicht auf.

Der Doktor meint, ich könne ruhig essen und trinken, auch wenn es etwas schmerzte. Aber es ist ja nicht der Mühe wert. Bis man da schon aufsteht und anordnet. Ruhe ist hier die erste und gescheiteste Pflicht.

Die Tabletten nehme ich nicht. Das hat ja doch keinen Zweck. Solche Krankheiten werden entweder von selbst wieder gut oder sie gehen gleich schlecht aus. Machen kann man da doch nichts. Auch den Halswickel lasse ich lieber sein. Bis man nur das Tuch feucht macht und den Guttapercha zusammenlegt und das Wolltuch findet. Wo Sicherheitsnadeln sind, weiß ich auch nicht. Es wird schon wieder gut werden.

Am besten ist es, man verschläft die ganze Krankheit, und damit — will ich — auch — gleich — anfang — —

Choleriker (am Telephon).

— — Wie bitte? Fräulein, ich verstehe kein Wort! —

— Ach, du bist's, lieber Freund!

— Schlecht, hundsmiserabel! Ich kann kaum ein Wort sprechen, so eine elende Halsentzündung habe ich.

— Ja, er war vorhin da. Ich darf heute den ganzen Tag nicht aus dem Hause! ! Dazu brauche ich doch keinen Doktor. Wenn ich zu Hause bleibe, ins Bett gehe, wird das selbstverständlich von selbst wieder gut.

— Nein, er will mich nicht ausgehen lassen. Gerade mir muß das passieren! Ausgerechnet heute! Wo wir heute eine so wichtige Konferenz haben. Wenn so ein Doktor was könnte, würde er einem was in den Hals pinseln, und fertig wäre die Sache.

— Nein, du hörst doch, daß ich nicht sprechen kann. Essen kann ich auch nicht, trinken tut mir weh, rauchen darf ich nicht. Es ist zum Verzweifeln.

— Nein, nicht einmal Fieber habe ich.

— Reg mich doch nicht auf! Ich schreie doch gar nicht. Ich sage nur, daß immer ich es bin, der jeden Augenblick krank ist, daß immer meine Geschäfte zugrunde gehen müssen, weil meine schwache Natur mir jedes Disponieren unmöglich macht. Das ist ja doch kein Leben! Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Der eine ist immer gesund, und mir fehlt immer etwas.

— Was, ich sei kerngesund. Aber verstehe doch, in welcher Gemütsverfassung ich bin, wo ich seit gestern Abend unaufhörlich zu Hause bin. Bei mir im Geschäft geht sicher alles drunter und drüber. Es ist nicht nötig, daß du anrufst, wenn du mir immer nur Unannehmlichkeiten zu sagen hast — —

— Fräulein, wenn Sie noch einmal immer die Leitung unterbrechen, beschwere ich mich beim Amt. Sie hören doch so, daß ich kein Wort sprechen kann!

Melancholiker.

Dieser Doktor hat mir nicht die Wahrheit gesagt!

Das ist ausgeschlossen, daß es sich hier um eine „leichte Halsentzündung" handeln kann. Diese wahnsinnigen Schmerzen, bis ins Ohr hinein, und den ganzen Nackenmuskel hinunter. Es ist doch etwas Verruchtes, daß man so wehrlos dem Ansturm jedes winzigen Bazillus ausgesetzt ist. Meine ganze Konstitution erträgt derartige Dinge auch garnicht. Vor zwei Jahren erst hatte ich eine schwere Grippe, vor fünf Jahren eine heftige Mandeleiterung. Der Mensch ist eben ein schlaffer Segel im Wirbelwind des Lebens.

Schlucken kann ich keinen Bissen. In kürzester Zeit führt das zu einer Unterernährung, die jede Krankheitseinwirkung doppelt gefährlich macht. Flüssige Nahrung soll ich nehmen? Wie kann ich das denn, wenn jeder Schluck mir Höllenpein bereitet, und der dabei entstehende Druck auf den Krankheitsherd die Erreger vielleicht erst in die Blutbahn hineinpreßt.

Die Tabletten, die der Doktor mir verschrieben hat, nehme ich natürlich nicht. Solches Zeug vergiftet ja den Körper von Grund aus. Helfen kann es niemals, denn bis das mit dem Blut wieder an die entzündete Stelle kommt, ist es ja längst wirkungslos. Diese Ärzte — immer verschreiben, nur damit etwas geschieht!

Wenn ich langsam schlucke, fühle ich deutlich, daß der Gaumenbogen gelähmt ist. Er arbeitet nicht. Zweifellos ist da der Nerv bereits gelähmt; dann kommt immer alles in die falsche Kehle. Wenn das nachts passiert, ersticke ich im Schlaf. Ich muß eine Nachtwache haben. Woher das kommt, sagt der Doktor nicht. Mit dieser hinterhältigen Schonung wird der Kranke erst recht zur Verzweiflung getrieben.

Am bedenklichsten ist es, daß kein Fieber besteht! Das ist ein trauriges Zeichen für die schwache Reaktionsfähigkeit meines Körpers. Richtiges Fieber — das zeigt wenigstens an, daß sich der Körper ordentlich wehrt. Mein Körper macht nicht einmal den Versuch zum Widerstand.

Ein Bläschen im Hals sagt der Doktor? Dieser gleißnerische Schurke! Zum Glück habe ich selbst im Spiegel beobachtet, was hier auf der entzündlichen, geröteten Schwellung entsteht. Ein Auswuchs. Deutlich erhaben, nicht scharf abgegrenzt, anscheinend ins Gewebe fressend. Krebs! Eine Krebsgeschwulst des Rachens. — Und damit vergleiche man, was der Doktor mir sagte!

Sanguiniker.

Der Doktor sagt, es ist nichts Schlimmes. Ich dachte mir ja gleich, daß weiter nichts dahinter steckt. Ein bischen Rachenkatarrh, eine kleine Erkältung. Man hat glücklicher Weise eine gesunde Natur. Fieber und so das gibt's bei uns halt doch nicht.

Zu Hause bleiben? Auch schön, da können wir einmal in Ruhe unsere liegengebliebenen Briefe erledigen. Nichts ist ja angenehmer als so ein bischen krank zu sein, ohne daß einem etwas fehlt. Ein Ferientag, der unversehens vom Himmel geschenkt wird.

Das Schlucken schmerzt ein bißchen. Ist aber schon wesentlich besser; ich freue mich schon, wenn man wieder richtig schlucken kann. Da wird einem Essen und Rauchen erst den richtigen Spaß machen. Man ist ja so undankbar. Weiß gar nicht, wie gut man's immer hat. Es ist ein Segen, daß so ein Tag nicht ganz fester Gesundheit das richtig zum Bewußtsein bringt. Im Wechsel liegt die Würze.

Die Schmerzen sind tatsächlich schon fast verschwunden. Dieser Doktor mit seinen Tabletten kann doch allerhand machen. Man sollte eigentlich heute zu Hause bleiben. Aber es geht wirklich so gut, daß ich die Karte für heute abend nicht verfallen lassen will. Vielleicht ziehe ich einen wärmeren Mantel an.

Zigarre? Man sollte nicht. Aber warum nicht? Schmeckt ausgezeichnet. Und Rauch desinfiziert ja die Mundhöhle.

*

Die Berufe dieser vier Typen? In jedem Beruf sind alle vier Typen vertreten. Eines nur ist sicher: zu den „Melancholikern" gehört manchmal — der erkrankte Arzt selbst.

Falsche Zitate.

Von **Paul Elbogen**=Berlin.

Daß wir überhaupt zitieren auch wenn uns das gar nicht bewußt wird, ist Gewohnheit einer Zeit, die in nichts selbständig war: der „Achtzigerjahre". Man baute in fremden Stilen, malte Historienbilder, lebte und kleidete sich verlogen und redete und schrieb auch in „Fertigware", gegen die etwa unser heutiges Kaufmannsdeutsch mit „beigefaltet" und „Ihr Wertes" produktiv ist. Der Romancier, Spielhagen oder Ludwig, durfte noch schreiben: „Er warf die Flinte ins Korn" oder „er hütete sie wie seinen Augapfel". man konnte jemand mit den Worten begrüßen: „Gott grüß Euch, Alter" oder scherzhaft fluchen: „Donnerwetter Paraplui".

Unsere Zeit des Ornamentenhaffes verpönt alle „Blumen" der Sprache, also auch alle Zitate, soweit sie nicht bewußt verwendet werden, das heißt also, als Zitat. Hunderte von zitierten Worten und Satzteilen sind ja untrennbar mit der Umgangssprache verbunden, sie sind bildlich geworden und nicht mehr zu entfernen, wie soviele Fremdworte, deren Übersetzungsversuch absurd ist. Wer denkt bei Tohuwabohu, Genesis, himmelschreiend, Friedenstaube, Nimrod, Sündenbock, Aug' um Auge, Leviten lesen, Philister, sein Herz ausschütten, Uriasbrief, Lückenbüßer, Hiobspost, es geht mir ein Licht auf, Mene Tekel, Heulen und Zähneklappern an die Bibel? Viele andere Zitate, noch vor dreißig Jahren als Zeichen angeblicher Bildung mit Wort und Schrift verflochten, verlieren sich oder sind schon verschwunden. Wer keine eigenen Gedanken hatte, zitierte fremde und galt für „geistreich". Häufig aber zitierte und zitiert er falsch, und viele dieser falschen Zitate gelten bei der Mehrzahl der Menschen, auch der gebildeten, als richtig.

Das bekannteste Beispiel eines „eingefleischten" falschen Zitates ist der „Mohr", der „seine Schuldigkeit getan hat" und „der Mohr kann gehen". Im Fiesko heißt es aber „Der Mohr hat seine Arbeit getan", was man mit „Schuldigkeit" in fünffüßige Jamben umgegossen hat, obwohl der „Fiesko" in Prosa geschrieben ist. Es heißt „Du bist blaß, Luise?" und nicht metrisch „Luise, du bist blaß". Schiller wird am häufigsten falsch zitiert. Pathos und Klang genügen; ob der Wortlaut richtig ist, darum kümmert sich niemand. So beginnt der Don Carlos mit den ungewohnt klingenden Worten „Die schönen Tage in Aranjuez sind zu Ende", nicht „von Aranjuez" und auch nicht „sind nun vorüber". Die Worte „Der Knabe Don Carl fängt an mir fürchterlich zu werden", hat außer einem Deutschlehrer noch keiner anders zitiert als „Der Knabe Carl beginnt mir . . ." König Philipp sagt nicht „stolz l i e b ich, sondern „stolz w i l l ich den Spanier". Im „Ring des Polykrates" heißt es nicht „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Teil", sondern „ . . . ward keinem Irdischen zu Teil". Im „Taucher" heißt es natürlich „einzige fühlende Brust", nicht, wie immer zitiert wird, „einzig fühlende Brust" und „Laß, Vater, genug sein das grausame Spiel" statt „des grausamen Spiels". Im Wallenstein (Piccolomini) wird der Satz „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen" als „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde" zitiert. Der vierfüßige Vers ist geläufiger als der fünffüßige, deshalb wird einfach ein Wort unterschlagen „Das eben ist der Fluch der bösen Tat" zitiert man immer ohne „eben". Manche Veränderungen im Zitat sind einfach Banalisierungen, etwa: „Nacht muß es sein, wenn Friedlands Sterne leuchten" statt „ . . . wo Friedlands Sterne strahlen"; oder „ich g e denke einen langen Schlaf zu tun", statt „ich denke . . ." Anpassungen an neuere Sprechweise: „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens" statt „mit der Dummheit . . .", „Wir wollen sein ein einzig Volk . . .", nicht „wir wollen sein ein einig Volk . . ."

Rätselhaft und ganz unerklärlich sind Prägungen, die aus falschen Zitaten entstanden sind, wie die bekannte aus „Emilia Galotti": „Raphael wäre ein großer Maler geworden, selbst wenn er ohne Hände auf die Welt gekommen wäre", das dort (1. Akt, 4. Szene) nur dem Sinne nach vorkommt. Drollig, wenn ein ganzes Gedicht falsch zitiert wird, wie Goethes Lied des Clärchen aus Egmont, das meist so gesungen wird: „Freudvoll und leidvoll, Gedanken sind frei, Hangen und Bangen in schwebender Pein, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, glücklich allein nur die Seele, die liebt", womit eine Menge Fehler begangen werden, denn das Gedicht lautet: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein, L a n g e n und Bangen in schwebender Pein, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, glücklich allein ist die Seele, die liebt." „Komm den Frauen zart entgegen" heißt bei Goethe „Geh' den Weibern zart entgegen . . ." „Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute . . ." lautet „Willst du immer weiter schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!" Tasso sagt nicht „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt" sondern „So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt". Sonderbar die Veränderung des Tonfalles in dem Worte der „lustigen Person" im Faust „Und wo ihr's packt, da ist's interessant", das man zitiert als „ . . . da ist es int'ressant". In der letzten Szene des Faust heißt es merkwürdigerweise volkstümlicher „graut's vor dir" statt „Heinrich mir graut vor", wie immer zitiert wird. Das eigenartige Goethewort „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen" wurde abgeschwächt zu: „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe . . ."

Die Aufzählung läßt sich ohne Ende fortsetzen, ein ganzes Zitatenlexikon hindurch. Selbstverständlich werden weniger große Schriftsteller oder Dichter noch unrichtiger zitiert, da man ja hier überhaupt meist nicht ahnt, daß es ein Zitat ist, was man anwendet. Man hört „Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein" statt des „Trompeterliedes" „Behüt' dich Gott! Es wär' zu schön gewesen, behüt' dich Gott! Es hat nicht sollen sein." Oder „Und erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur" aus Müllners „Schuld", das geheimnisvollerweise überhaupt zitiert und falsch zitiert wird als „Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur."

Endlich seien zwei von vielen Zitaten genannt, über deren „Abstammung" die meisten Menschen falsch unterrichtet sind: „Meine Minna geht vorüber, meine Minna kennt mich nicht" ist nicht aus Minna von Barnhelm, die ja in Prosa abgefaßt ist, sondern aus einem Gedichte von Schiller; und „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen", das man im „Nathan" zu finden glaubt, während es doch in Goethes „Wahlverwandtschaften" steht.

Muß man zitieren? Nein. Kein Mensch hält uns für „ungebildet", wenn wir nicht in „blumenreicher Sprache" reden, sondern klar und einfach. Wer aber Zitate unbedingt anwenden muß, zitiere wenigstens richtig!



Bunte Chronik



*** Vom Einfluß des Wetters auf die Leistungsfähigkeit des Menschen.** Im Verlaufe von Untersuchungen, die von den Forschern Dr. Brezina und Dr. Schmidt an Schulkindern und Bureauangestellten ausgeführt wurden, wurde festgestellt, daß die normalen Luftdruckveränderungen keinen besonders fühlbaren Einfluß auf das körperliche Befinden hervorrufen, wogegen rasche Schwankungen, wie sie zum Beispiel vor dem Föhn auftreten, sowohl die körperliche als auch die geistige Leistungsfähigkeit beeinträchtigen, ebenso wie auch hohe Temperaturen oder Temperaturabweichungen, die tagelang anhalten, selbst auf leichte geistige Tätigkeit hemmend einwirken. Was den Einfluß des Dampfdruckes anbelangt, so schien es, daß hoher Dampfdruck, d. h. große Schwüle, wenn sie im Sommer auftritt, auf die Bureauarbeiter nicht ungünstig wirkt; im allgemeinen erwies sich diejenige Witterung für die Leistungen von Bureauarbeitern und Schülern am ungünstigsten, die bei Luftdruckabnahme an Ort und Stelle und bei steigendem Druck im Westen, also bei sogenanntem „Rückweitenwetter" herrschte.

*** Ein neues Stück von Alfred Neumann.** Der in Westpreußen gebürtige und mit dem Kleistpreis 1927 ausgezeichnete Dichter Alfred Neumann hat ein neues Bühnenwerk vollendet, eine Tragikomödie, mit dem Titel „Frauenschule". Das Stück ist vom Berliner Lessingtheater zur Uraufführung in der kommenden Spielzeit erworben worden.

*** Ein 80 Stockwerke hoher Wolkenkratzer.** Ein bekannter Neuyorker Grundstückshändler, der Millionär Robert W. Goelet, beabsichtigt, auf einem ihm gehörenden Grundstück an der Ecke der Lexington Avenue und der 42. Straße, fast gegenüber dem 68stöckigen Gebäude der Chrysler-Werke, einen neuen 80stöckigen Wolkenkratzer und damit das höchste Gebäude der Hudsonstadt zu bauen. Die Baukosten sind mit 25 Millionen Dollar veranschlagt worden.

*** Entthronung der Venus?** Was soll man heute dazu sagen, wenn das, was Generationen schönheitstrunkener Menschen durch die Jahrtausende hindurch als ihr Idol verehrten, von hypermodernen Geistern verspottet und in den Staub gezogen wird? Dieses Schicksal droht zur Zeit der Venusstatue von Milo, die in ihrer marmornen Pracht noch immer auf einem Sockel im Louvre thront und das Schönheitsideal der abendländischen Menschheit nach wie vor verkörpert. Die Aufseher des Louvre behaupten zwar, daß die Schar der Bewunderer dieser Göttin ständig abnimmt, doch ist dieses verringerte Interesse wohl auf andere Gründe zurückzuführen, als sie der bekannte Pariser Kunsthändler und Ästhet Edouard Jonas vor nicht zu langer Zeit ins Treffen führte. Sein Urteil muß als befangen gelten, da er behauptet, die Venusstatue schon seit seiner Jugend aus tiefster Seele gehaßt zu haben. Sie hat nach seiner Ansicht zu lange Beine und allzu starke Hüften. Jonas schwärmt für schmale Sitzgelegenheiten und will in seinem ganzen Möbellager keinen einzigen Stuhl besitzen, der ihm breit genug für die Venus von Milo erscheint. Sie ist nicht einmal fähig, sich ihr Brot als Mannequin zu verdienen. Sie benötigt ein volles Jahr härtester Trainingsarbeit und zahlreiche Paraffinbäder, um „eine normale Figur" zu erhalten. Noch lauter als jener stößt jedoch Raymond Duncan, der Bruder Isidoras, Altphilologe und Kunsthistoriker, ins gleiche Horn: „Was griechisch ist, kann nicht so häßlich wie die Venus sein. Sie ist geradezu unerhört dick, aber sie hat in der Person Homers einen guten „Manager" gehabt. Ihr Halsumfang gleicht dem des französischen Boxerkönigs Georges Carpentier, doch ihr Rumpf ist breiter und ihr Bizeps stärker als der seinige. Ihr Lebendgewicht muß schätzungsweise achtzig Kilogramm betragen haben und würde heute jede zwanzigjährige Französin zur Verzweiflung treiben. Sie muß entthront werden."

*** Der fliegende Lupo in Frankreich.** Luftpolizei ist an sich nichts Neues. Jeder Staat, in dem Luftfahrt getrieben wird, bedient sich ihrer bei all den polizeilichen Aufgaben, die aus den Besonderheiten des Flugbetriebes erwachsen. Hiebei gehört Kontrolle des Flugdienstes auf den Flugplätzen, Zulassung von Flugzeugen und Flugzeugführern, Schutz des Publikums vor den ihm aus dem Luftverkehr besonders entstehenden Gefahren, namentlich bei Flugveranstaltungen u. dgl. Alle diese Aufgaben wurden bisher nur von der Erde aus gelöst. Irgend welche Einwirkungen auf die in der Luft befindlichen Flieger waren mit wenigen Ausnahmen — Zeichen für Landung — nicht möglich. Frankreich schickt jetzt aber seine Flugpolizisten auch in die Luft, um dort den Ordnungsdienst auszuüben und den „Verkehr zu regeln". Die Polizeiflugzeuge sind berechtigt, durch ein besonderes Signal jedes Flugzeug zur Landung aufzufordern. Kommt das Flugzeug der Aufforderung nicht nach, so wird es verfolgt. Von der Schußwaffe darf die Polizei vorläufig allerdings noch keinen Gebrauch machen, doch es wird sich auf die Dauer kaum umgehen lassen, auch dafür besondere Vorschriften zu erlassen.

*** Die japanische Polizei schenkt Eistee aus.** Im allgemeinen können wir in Deutschland über unsere Sipo nicht klagen. Aber der Grad von Menschenfreundlichkeit und Beliebtheit, den ihre japanischen Kollegen aufweisen können, haben unsere Schutzleute doch noch nicht erreicht. In den letzten Wochen war es drüben am anderen Ende Asiens barbarisch heiß. Da kam ein Polizeipräsident auf den großartigen Einfall, jedem seiner Verkehrsposten ein großes Stück Eis und einen Kübel mit kaltem Tee nach seinem Stand liefern zu lassen. Nicht etwa, damit der schwitzende Schutzengel sich allein am eisgekühlten Tee laben sollte. Nein, ein Präsidialbefehl ordnete an, allen durstigen Straßenbenutzern sei auf Wunsch eine Tasse Eistee zu reichen. Der Vorrat würde durch Patrouillenwagen immer wieder aufgefrischt. Man kann sich vorstellen, daß unter diesen Umständen und angesichts der Güte des eisgekühlten Getränkes ein lebhaftes Gedränge um die Verkehrsposten entstand, so daß es zeitweise nötig war, Mannschaften heran zu ziehen.

*** 53 Jahre im Zuchthause.** Im Jahre 1875, also vor jetzt 54 Jahren wurde in einem Städtchen des nordamerikanischen Staates Massachusetts eine große Reihe von Kindermorden verübt, wobei die Kinder stets in ganz bestialischer Weise zugerichtet waren. Der Tat überführt wurde dann ein siebzehnjähriger Bursche mit Namen Jesse Pomeray. Wegen der Jugend des Verbrechers erfolgte kein Todesurteil; Pomeray wurde jedoch zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt . Das Urteil ist auch nachher nicht gemildert worden. Seit der Urteilsfällung sind 53 Jahre vergangen, und der damals Verurteilte lebt heute noch und hat seit dieser Zeit im Zuchthause gesessen. Mehr als 41 Jahre war Pomeray in einer Einzelzelle untergebracht; vor ungefähr zwölf Jahren kam er in die Gemeinschaftszelle. Jetzt, 53 Jahre nach seiner Verurteilung, ist der einstige Kindermörder, der jetzt im 72. Lebensjahre steht„ gewissermaßen begnadigt worden. Man hat ihn aus dem Zuchthause entlassen und ihn als eine Art Staatspensionär auf einer dem Staate gehörigen Farm untergebracht. Die Überbringung vom Zuchthause auf die Farm geschah im offenen Automobil, so daß Pomeray manches Neue sehen konnte, worüber er auf das höchste erstaunt war.

*** Schlangen in Estland.** Die heiße Witterung ist schuld daran, daß in Estland Schlangen in ungeahnter Menge auftreten. Die Behörden und die Tageszeitungen machen die Bevölkerung auf die Gefahren dieser Schlangenplage aufmerksam, die gerade zur Erntezeit nicht unterschätzt werden dürfen. Namentlich auf der Insel Oesel kommen besonders große Schlangenexemplare vor. Man hat dort riesige Schlangen erlegt, die denen der heißen Zonen wenig nachstehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.